

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 24

Artikel: Goldene Wege [Schluss]
Autor: Vollmar, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reicht man sich die Hände, so will das sagen: Wir sind gut miteinander und wünschen uns gegenseitig das Beste. Unterbleibt aber das Händereichen, so kann man daraus schließen, daß die beiden keine nähere Bekanntschaft oder Freundschaft miteinander haben und auch nicht anknüpfen wollen. Aber auch der Händedruck selber kann vielsagend sein. Ein fester, längerer Händedruck zeigt eine wohlmeinende Gesinnung an. Auch an einem kurzen aber kräftigen „Patsch“ fühlen wir die gute Meinung des andern heraus. Schon nicht so aufrichtig können wir es annehmen, wenn uns jemand die Hand drückt, daß sie schmerzt. Und vollends wenn uns einer die Hand schüttelt, daß man befürchten muß, der Arm könnte aus der Achselhöhle fallen! Denn wir können in solchen Fällen nicht glauben, daß die Liebe des andern zu uns einer solch großen Kraftentfaltung entspricht.

Mancher grüßt recht freundlich und gewinnend. Aber seine Freundlichkeit ist nur äußerlich (zur Schau getragen). Sein Herz ist kalt und auch sein Gesicht kann rasch wieder einen kühlen, gleichgültigen Ausdruck annehmen. Meistens stimmt dann auch sein Händedruck überein. Denn solche Leute strecken einem die Hand gerade und fleiß hin. Wir ergreifen sie und wollen sie drücken. Aber wir empfangen keinen Gegendruck und sind enttäuscht.

Wie schön ist dagegen ein Gruß, der die innere liebevolle Gesinnung widerstrahlt! Ein solcher Gruß lacht wie die Sonne über Arme und Reiche, Gerechte und Ungerechte. Besonders hell strahlt er denjenigen zu, die im Leben benachteiligt sind (den Kranken, Krüppeln, Arbeitslosen, Schwachen, Hilfsbedürftigen). Ein solch warmer Gruß will sagen: „Du mein Freund und Bruder, du meine arme Schwester, ich möchte dir gerne mehr schenken als diesen Gruß, denn ich weiß, wie hart und rauh dein Leben ist; aber heute grüßt dich Gott durch mich“.

Es lohnt sich, daß man sich besinnt, wie viele Gelegenheiten wir haben, andere durch den kleinen Liebesdienst eines Grusses zu erquicken. Wie die Sonne ihre leuchtenden und wärmen den Strahlen an die ganze Erde und in den weiten Himmelsraum sendet, so sollte unser Herz seine Liebe an unsere Mitmenschen weitergeben. Wenn aber unser Herz kalt ist, was dann? Läßt dir dein Herz von Gottes Liebe erwärmen und erfüllen! Denn die Liebe ist kein menschliches Gewächs, die rechte Liebe ist aus Gott.

Bek.

Zur Unterhaltung

Goldene Wege. (Schluß)

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Vollmar.

III. Tu das Deine!
Gott tut das Seine.

Jahre vergehen. Gottlieb ist in der Anstalt geblieben, er wird Franz genannt, denn Niemand kennt seinen Namen. In allen Zeitungen hat man von dem taubstummen Kind erzählt, nach seinen Eltern oder Verwandten geforscht — keiner hat sich gemeldet. So hat man es denn aus Mitleid behalten und jetzt ist Franzl die Freude und der Stolz der ganzen Anstalt. Nachdem er sich von seiner Irrfahrt erholt hat, beginnt man ihn zu unterrichten, — Gott sei Dank, daß Menschenfreunde Mittel und Wege gefunden haben, auch Taubstumme zu lehren. Nach und nach lernte Franzl jetzt mit anderen reden und verstehen, was sie ihm sagen. Ein Talent aber hat sich bei dem begabten Knaben mehr und mehr gezeigt: er malt mit Leidenschaft. Kein Haus, keine Blume, kein Wasser, kein Baum ist vor ihm sicher; kaum sieht er etwas, so malt er es mit geschickten Händen aufs Papier. Der Herr Direktor freut sich dieser Gabe und sagt:

„Der Franzl wird noch einmal ein großer Maler werden.“ Zuerst hat der Junge oft Sehnsucht nach seiner Mutter gehabt, doch bei all dem vielen Neuen und Schönen, das er sehen, erleben, lernen darf, bleibt er nicht traurig. Aber er weiß wohl, wie er hierher gekommen, weiß, daß überall nach seinen Eltern gesucht worden ist, und sagt durch Zeichen zum Herrn Direktor:

„Wenn ich erst größer bin, werde ich fortgehen und meine Eltern suchen.“

Eines Tages haben die taubstummen Kinder Examen. Freundliche Menschen freuen sich an den Fortschritten derselben; ihre Schreib- und Zeichenbücher werden gezeigt, die Begabteren haben Zeichnungen gemacht und sorgfältig in Farben ausgeführt; prüfend nehmen die Zuschauer dieselben in die Hand.

„Machen die Kinder diese Arbeiten nach der Natur oder nach Vorlagen?“ fragt ein Herr, den alle „Herr Professor“ nennen.

„Nach Vorlagen,“ antwortet der Direktor, „jedoch mit Ausnahmen. Diese Zeichnung hier z. B., dabei nimmt der Direktor ein Blatt, welches eine Mühle dicht am Walde vorstellt, „hat unser Franzl ganz aus dem Kopf gemacht.“

„Nicht möglich und auch — nicht wahr,” entgegnet der Professor. „Diese Mühle kenne ich, sie liegt jenseits des Gebirges ganz versteckt und heißt die Talmühle. Ich kenne sie sehr genau, denn ich lag dort acht Tage krank, hatte mir den Fuß vertreten, und da hab' ich sie hernach mehrere Male abgezeichnet. Mich wundert nur, daß schon ein Bild von ihr existiert, — woher mag Ihr Franzl es haben?”

Franzl wurde gerufen, eine lebhafte Unterredung entstand zwischen dem Direktor und ihm. Dann sagte ersterer ganz erregt:

„Franzl hat dies Bild aus der Erinnerung gezeichnet; er sagt, es wäre das Haus, in dem seine Eltern wohnen, — das wir so sehr suchen. O, sagen Sie uns genau, wo es ist. Wunderbar, wenn auf diese Art das Kind seine Heimat wiederfinde!”

Ja, wunderbar. Der Professor beschrieb die Talmühle ganz genau, erzählte von den Müllersleuten, gab den Weg an, — Eisenbahn und Post führt nicht dahin, aber doch konnte man bis etwa eine Stunde vor der Mühle fahren, — dann hieß es: wandern.

Der gute Direktor war ganz erregt. „Ich will Franz nichts sagen, um ihn nicht zu täuschen, wenn wir uns irren. Aber heut wird die Schule geschlossen, es sind Weihnachtsferien. Da habe ich Zeit und werde mit Franz abreisen. Die Anstalt ist in guten Händen. Morgen ist der 24. Dezember, o wenn wir zum heiligen Abend bei seinen Eltern sein könnten, — das wäre ein Christgeschenk! Und wenn sie es nicht sind, nun, dann haben wir eine kleine Reise gemacht und kehren wieder um.”

„Glauben Sie fest, wenn jenes Bild Franzls Vaterhaus ist, so ist es die Talmühle”, sagte der Professor, „solche Ahnlichkeit haben zwei Orte nicht, — es ist ein und derselbe. Reisen Sie mit Gott und er gebe, daß die Eltern ihr Kind, das Kind seine Eltern wiederfindet.”

IV. Durch Kreuzesnacht Zur Himmelspracht.

Einsam und still ist's rings um die Talmühle. Einsam und still ist es in Haus und Stube dafelbst. Einsam und still ist es auch in den Herzen der Müllersleute. Einst haben sie geweint und geklagt um ihr einziges Kind, nun sind sie ruhig geworden und ergeben in den Willen Gottes.

„Mutter, es ist gut, daß es im Himmel ist”, sagte wohl der Vater, „solch ein armes taubstummes Kind hätte hier doch nur ein schlimmes

Leben gehabt, es verstand ja lange nicht so viel wie der Hund, der Zeno.”

„O, wenn man nur wüßte, wie es umgekommen”, entgegnet die Mutter, „ob es verhungert oder sonst umgekommen ist; ob es sehr hat leiden müssen.”

Auch heute am Christabend saßen sie bei einander, vergangener Zeiten denkend. „Ja, wenn Gottlieb da wäre, — nun wäre er vierzehn Jahr.”

„Wenn er hier wäre, würde er uns jammern. Er versteht ja nichts von Weihnachten.”

„Aber an den hellen Lichtern würde er doch Freude haben”, meinte die Mutter, „denn dann hätten wir ihm einen Christbaum gemacht.”

„Ja, Licht hatte er immer gern,” antwortete der Vater, „komm Mutter, wollen den Vers vom Lichte lesen, den der Herr Lehrer uns neulich gab.”

Und sie lasen:

Dies ist die Nacht, da mir erschienen
Des großen Gottes Freundlichkeit, —
da plötzlich Hundegebell und dann pocht es an
der Türre.

Der Vater öffnet, die Mutter steht hinter ihm, mit der Lampe das Dunkel erleuchtend. Romische Töne, die wie Fauchzen klingen, werden vernehmbar; ein alter Hund drängt herein.

„Zeno!” ruft der Vater.

„Gottlieb!” die Mutter,
und die Lampe fällt zu Boden, aber auch im Dunkel finden sich Mutter und Sohn, die einander sofort erkannt haben.

Es ist ganz still.

Dann knistert ein Schwefelholz, — der praktische Direktor hat stets welche in der Tasche, — mit zitternden Händen hebt Peters die Lampe auf, beim ersten Scheine derselben kann man Tränen in den Augen beider Männer sehen. Und dann liegt der Sohn in den Armen des Vaters, und dann gehen alle in das Zimmer, und dann will die Mutter fragen, — der Sohn sieht so verständig aus, gewiß versteht er sie, aber der Direktor nimmt das Wort und erzählt den Eltern alles. Ach, und sie sind so glücklich, ihr Kind wieder zu haben und sogar mit ihm sprechen zu können! Ach und als sie hören, daß ihr Kind nicht mehr dummkopf und roh wie ein Tier ist, sondern viel klüger als sie und so schön malen kann, — wie wird ihnen denn da zu Mut!?

„Dann weiß er auch, daß heut Weihnachten ist und was das ist?” fragt der Vater.

„Gewiß,” antwortet der Direktor.

Die Mutter faltet die Hände, o solch ein Glück, solche Seligkeit!

Gott hat alles, alles wohl gemacht. Also deshalb mußte er in den Wald gehen, um zu so guten, klugen Leuten zu kommen", sagt die Mutter, "hier hätte er nie was gelernt."

"Kann er auch lesen?" fragt der Vater.

Der Professor bejaht.

Dann wollen wir zusammen auslesen, was wir grad angefangen, und er kann mit ins Buch sehen;" und sie lesen:

Dies ist die Nacht, da mir erschienen,
Des großen Gottes Freudlichkeit.
Das Kind, dem alle Engel dienen,
Bringt Licht in meine Dunkelheit.
Und dieses Welt- und Himmelslicht
Weicht hunderttausend Sonnen nicht. — —

Wenige Jahre vergehen, da sieht man in einer großen Stadt ein Bild ausgestellt, das alle Menschen ergreift, besonders da ein Taubstummer es gemalt hat. Das Bild stellte ein Kind dar, welches sich verirrt hat, aber es geht nicht allein; ein Engel führt es an der Hand und weist nach einer lichten Stelle, wo Häuser stehen, über die eben die Sonne aufgeht. Unter dem Bilde stand geschrieben:

"Der Herr hat alles wohlgemacht. Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend."

Aus der Welt der Gehörlosen

Thun. Am 2. Dezember hielt der Taubstummenverein "Alpinia" die erste Hauptversammlung mit reichbesetzter Traktandenliste ab. Als die üblichen Verhandlungsgegenstände erledigt waren, schritt man zur Vorstandswahl für das Jahr 1929, die folgendes Ergebnis zeitigte: Präsident: Gottlieb Ramseyer, Sekretär: Hermann Kammer, Vereinskassier: Georg Bourgignon, Besitzer und Materialverwalter: Fr. Großglauer. Es wurde beschlossen, die Weihnachtsfeier mit Tombola wie früher am Sonntag, den 30. Dezember zu veranstalten. Die Weihnachtsfeier mit Tombola wird im Vereinslokal, Restaurant zum "Kanonier" im Bälliz, abgehalten. Beginn nachmittags 4 Uhr; nachher gemütliche Silvesterunterhaltung! Federmann ist dazu freundlich eingeladen. Korrespondenzen sind an Hermann Kammer, Schneider in Heimberg bei Thun, zu richten.

Warnung.

Vor einem in der ganzen Schweiz herumziehenden gehörlosen jungen Mann wird gewarnt. Er nennt sich Arthur Hoffmann aus Freiburg im Badischen, gibt aber auch andere Namen und andere Heimatsorte an und sucht mit Vorliebe Taubstumme auf, läßt sich von ihnen bewirten und beherbergen, bittet sie um Geld und um Adressen von andern Taubstummen. Diese sucht er alsdann auf und bettelt sie auch an. Er hat schon einige Leichtgläubige um größere Geldbeträge beschwindelt, besonders Töchter, denen er Heiratsversprechungen macht. Er ist etwa 30 bis 35 Jahre alt, 170 cm groß, hat lange, schwarze, gescheitelte Haare, dunkle Augen mit stechendem Blick, glatt rasiertes Gesicht, schwarze Haarwarzen an Kinn und Oberlippe. Er wird steckbrieflich verfolgt. Wer ihn sieht, der wolle die Polizei benachrichtigen. Man gebe ihm also kein Geld, kein Nachtlager und keine Adressen von anderen Leuten!

Warum Internationale Liga?

(Schluß)

Unsere Leser haben gewiß auch den Aufruf „an die Schicksalsgenossen aller Nationen der Welt“ gelesen und darin bemerkt, daß es sich darum handelt, daß das taubstumme Kleinkind aus seiner Isoliertheit inmitten der nach Bildung und nach Hochkommen strebenden Welt herausgerissen werde; daß es so frühzeitig als möglich schon den Anschluß an die Mitwelt zu erhalten habe, indem ihm noch in den Jahren der ersten Kindheit, ehe es in die Schule kommt, Ausdrucks- und Verständigungsmittel beigebracht werden, sodaß es dann selbständig denken lernt und dann in die Schule als ein fertiges Stück Geschöpf, als es unter heutigen Umständen ist, kommen und vom Lehrer mit größerer Leichtigkeit über die Schwierigkeiten des Unterrichts dem höher gesteckten Endziel der Schule entgegengebracht werden kann.

Ein sehr weites Gebiet der Bearbeitung gibt der „Jlgewe“ auch die Frage der Stellung der Gehörlosen und der Taubstummen vor dem Gesetz. Wir wissen, wenn auch unklar und mehr dem Gefühl nach, daß vor dem Gesetz der Staaten uns nicht dasselbe Recht gegeben wird, wie dem Vollzinnigen. Wir sind eben ein Volk im Volk, das andere Behandlung erfordert. Und dies zu begründen, diese andere Behandlungsweise auf das Mindestmaß zu beschränken, so